

Sandy Brandt

Hunt Your Darlings

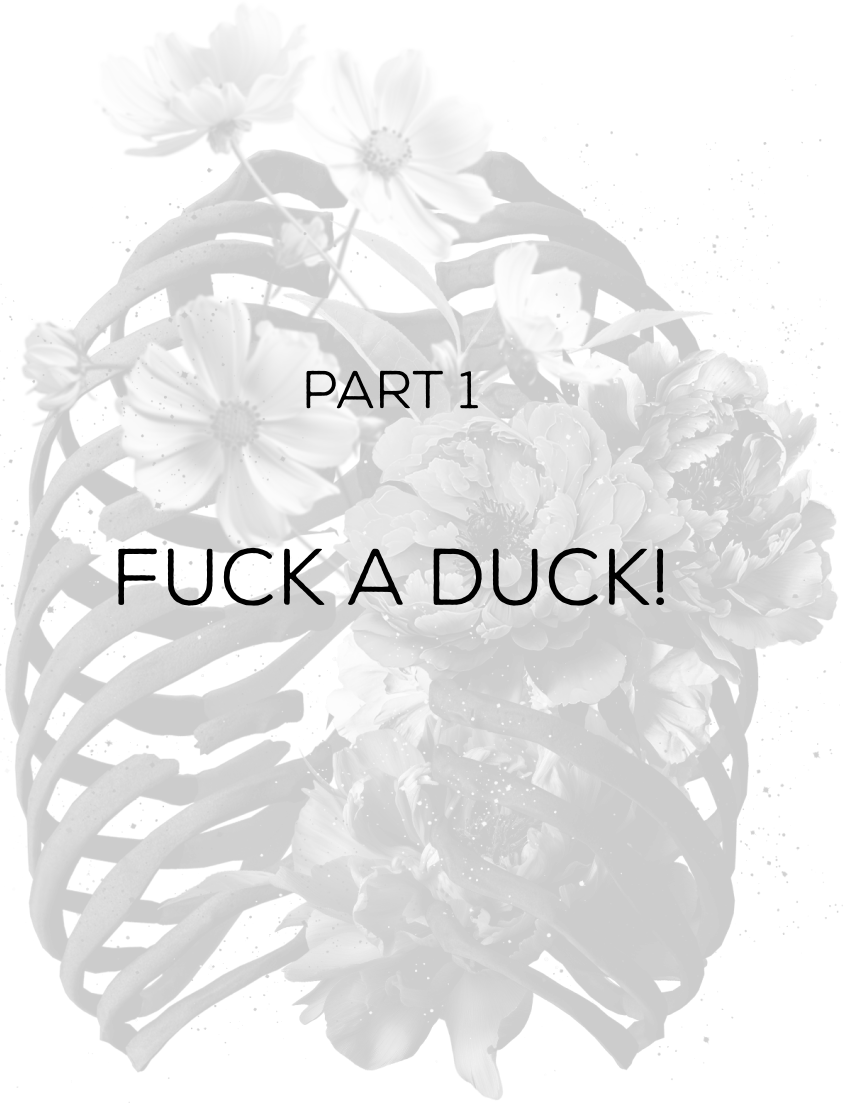
SANDY BRANDT



HUNT
YOUR
DARLINGS

THRILLER
VAJONA

*Für Chris.
Weil alle unsere Freunde dich auf die
Sex-Szenen ansprechen werden.
#sorrynotsorry*



PART 1

FUCK A DUCK!



PROLOG

DIE EINE SEITE DER MÜNZE

Zu einer tödlichen Abstimmung strömen die Bewohner durch die Tür wie Ameisen zu einer heruntergefallenen Eiskugel. Sie schlagen die Fäuste zur Begrüßung gegeneinander und klopfen sich auf die Schultern. Die Luft füllt sich mit verschiedenen Düften – dem Vanilleparfüm einer blonden Schönheit, ebenso mit dem Axe-Bodyspray eines jungen Mannes, der trotz der späten Stunde eine Sonnenbrille trägt. Eine rothaarige Frau zieht die Nase kraus. Sie marschiert zum Fenster und schiebt es hoch. Die Nachtluft legt sich prickelnd auf ihre entblößten Schultern, doch sie lehnt sich an die Fensterbank und reibt sich mit den Händen über die Oberarme, um die Gänsehaut zu vertreiben. Dunkelheit schleicht sich durchs Fenster und vermischt sich mit dem künstlichen Licht des Kronleuchters, dessen Kristalle zittern.

Aus dem Nebenzimmer dringen Schreie in den Raum, doch niemand lässt sich davon beirren. Die Teilnehmer setzen sich auf die Sofas oder die Ledersessel, erzählen sich von ihrem Tag.

»Ich weiß es nicht!« Das Flehen in der Stimme sickert durch die Wände und geht in ein lautes Brüllen über. »Ich habe keine Ahnung, wo er ist!« Der nächste Schrei hallt über den Flur zu den Anwesenden herüber, gefolgt von einem Wimmern. »Bitte, *bitte*, hör auf, ich sag euch alles, was ihr wissen wollt.« Ein Schluchzen begleitet die Worte und für einen Moment ersetzt Stille die Schmerzensschreie des Mannes.

Ungeduldig trommelt die Blondine mit den Fingern auf einen Tisch und der junge Mann neben ihr rollt mit den Augen.

Endlich öffnet sich die Tür zum Raum und alle richten ihre Blicke auf den Mann, der eintritt. Er hat den Kopf gesenkt, sieht auf seine Hände, die er mit einem Tuch abwischt. Rotes Blut bleibt daran kleben.

Ein blonder Mann tritt aus dem Schein des Kronleuchters dichter an die Dunkelheit heran, die durchs Fenster strömt. Den Blick auf den Neankömmling gerichtet, stützt er sich mit einer Hand am Rahmen ab. Sie nicken sich zu.

»Ich weiß, wo er ist. Wir können anfangen.«

»Danke.« Die tiefe Stimme des blonden Mannes vermischt sich mit der Nacht und ebenso wie sie, bringt er die Menschen zum Schweigen. Er neigt den Kopf, die Schatten umschmeicheln seine Wangenknochen. Eine Strähne fällt ihm in die Stirn und er streicht sie zurück. »Es ist dringend. Wir sollten schnell abstimmen. Möchte jemand etwas vorbringen?«

Stille füllt den Raum. Erinnerungen an Leben, Atmen und die Melodie von Worten, die bald verstummen würden, schwingen in dem Schweigen mit.

Jeder weiß, dass es so enden muss.

Der Mann nickt bedächtig. Mit dem Daumen streicht er sich über die Unterlippe. »Gut.« Er begegnet dem Blick jedes Einzelnen. »Hebt bitte die Hand. Wer ist dafür?«

Finger strecken sich in die Luft, Augen huschen zu Boden. Obwohl es unausweichlich ist, liegen bei dieser Art von Abstimmungen unausgesprochene Worte in der Kehle der Anwesenden.

»Einstimmig«, stellt der Mann fest und lässt die Hand sinken. Die anderen tun es ihm gleich. »Damit ist es beschlossen. Er wird sterben.«



MINI-WIENER

Das Schicksal hasst die Darlings.

Anders kann ich mir nicht erklären, weshalb es mich, Maisie Darling, dazu zwingt, Essensreste von Fremden aus der Spüle zu fischen.

»Maisie, wenn du *damit* fertig bist«, sagt Micah, deutet aus sicherer Entfernung auf mein verzogenes Gesicht und dann auf die verstopfte Spüle, »wartet Tisch fünf auf dich.«

Ehe ich fragen kann, ob er mit *damit* meinen angewiderten Gesichtsausdruck oder die eklige Plörre meint, in der meine Haut aufweicht, verschwindet er aus der Küche. Sofort ziehe ich meine Hände aus der Spüle und schüttele erst sie, dann meine Arme und zum Schluss meinen gesamten Körper. »Ugh. Fick die Henne.«

James schnalzt mit der Zunge und nimmt eine Pfanne vom Herd. »Reiß dich zusammen. Das habe ich immerhin mit Liebe gekocht.«

Ich trockne meine Hände an einem der Tücher und sehe ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Die Liebe wurde gründlich rausgekaut, Bruderherz. Sobald das Essen aus dem Gästeraum zurückkommt, ist es nur noch eklig.«

»Beim Kauen von Essen werden Enzyme wie Amylase –«

Ich halte eine Hand hoch. »Reiß dich zusammen, ja? Ich kann dein Nerdwissen gerade echt nicht gebrauchen.«

Er schnalzt mit der Zunge und streicht sich mit der Schulter die braunen Haarsträhnen zurück, weil seine Hände mit dem Risotto vor ihm beschäftigt sind. »Gibt es eigentlich irgendetwas am Kellnern, das dir gefällt?«

Gute Frage. Ich verabscheue es, anderen beim Essen zuzusehen. Ich hasse die schlechten Dad-Jokes der Boomer, deren Hemden sich über den Bäuchen spannen. Und Teller spülen ist auf jeden Fall die Beschäftigung, die in der Hölle auf mich wartet.

»Mir gefällt's, dass ich schwarze T-Shirts umsonst bekomme.« Ich zupfe grinsend am Saum des Poloshirts und kratze dann an dem weißen Aufdruck über meiner linken Brust. »Nur das Logo stört.«

»Ich wusste, dass niemand so viele davon *verlieren* kann«, sagt Micah, der wieder in der Tür aufgetaucht ist und mich finster anstarrt. »Die sind nicht umsonst. Das ist Arbeitskleidung, Maisie.«

»Für mich ist das hier keine Arbeit, sondern ein Hobby«, sage ich ernst.

»James, bitte«, wendet Micah sich an meinen Bruder. »Bring sie dazu, die T-Shirts wieder mitzubringen. Ansonsten wird hier bald nackt gekellnert.«

Ich schüttele den Kopf, bevor James antworten kann. »Er will sie auch behalten. Wir legen unser Badezimmer damit aus.«

Micah stöhnt und James sagt: »Gib ihr endlich Arbeit, damit sie den Mund hält.«

»Tisch fünf, Maisie. Los.« Er deutet mit dem Kopf zum Gästeraum und ich verschwinde, ehe er mich fragen kann, ob die Spüle wieder frei ist. Hinter mir höre ich, wie James »Hast *du* schon mal ein wahres Wort aus ihrem Mund gehört?« fragt.

Sobald ich aus der Tür trete, ertönt ein Ruf.

»Hey, Maisie, kriegen wir heute noch was zu trinken?«

Bei der Stimme überlege ich kurz, ob ich nicht lieber angekauft Essen aus dem trüben Wasser fischen will. Aber ich reiße mich zusammen, schnappe mir den Notizblock vom Tresen und marschiere auf Tisch fünf zu.

»Was wollt ihr?« Ich tippe mit dem Kugelschreiber auf dem Papier herum und hinterlasse blaue Punkte.

»Dich«, kommt prompt die Antwort des Mannes, der eben nach mir gerufen hat. »Gern mit Schlagsahne, so wie beim letzten Mal.«

Ich stöhne innerlich auf, verkneife mir jedoch ein Augenrollen. *Immer ans beschissene Trinkgeld denken*, rede ich mir selbst gut zu und schaue vom Block auf. Russell, der Kerl, der gesprochen hat, erwidert meinen Blick zwinkernd. Die anderen Männer am Tisch lachen verhalten, aber niemand traut sich, mir in die Augen zu sehen.

»Ich frage noch einmal lieb und ihr antwortet genauso freundlich, alles klar?«, versuche ich es erneut und straffe die Schultern. »Was möchtet ihr bestellen?«

Russell tut, als würde er die Karte studieren, aber wir beide wissen, dass er sich *erstens* nichts außer Pommes und Burger in diesem Restaurant leisten kann und *zweitens* die Karte in- und auswendig kennt. So wie jeder Einheimische. Die Karte ist lediglich für die Touristen interessant.

Mein Blick fällt auf seine breiten Hände, die mich in erster Linie vor zwei Tagen dazu gebracht haben, meine Vorbehalte ihm gegenüber über Bord zu werfen. Sie sind wirklich schön – gebräunt und stark mit ...

Schluss.

Ich schüttle den Kopf und trete meinen Gedanken gegen Schienbein. *Seine Hände sind auch das einzig Gute an ihm*, erinnere ich mich und reiße meinen Blick von ihm los. Da immer noch niemand bestellt, schnalze ich mit der Zunge und schlucke die Beleidigung runter, die gerade meine Lippen verlassen will. »Also? Was möchtet ihr?«

»Ich weiß, was *du* möchtest«, sagt Russell und erntet dafür wieder unterdrückte Lacher von seinen Freunden. »Ein langes, dickes Würstchen, richtig?«

Ob. Mein. Gott. Mit dem hattest du Sex, verdammte Scheiße?

Ich verfluche meine innere Stimme dafür, dass sie nicht schweigt. Und dass ich es nicht leugnen kann.

Ich bin schwach, okay? Dieser Ort hält verdammt wenig Auswahl bereit und die reichen Touristen, die einfallen wie die Barbaren, die Preise in die Höhe schnellen lassen und alles aufkaufen, was nicht niet- und nagelfest ist, sind tabu. Zumindest daran halte ich mich.

Russell war einfach zur falschen Zeit am falschen Ort. Und er hat wirklich, *wirklich* schöne Hände. Für eine Nacht konnte ich seine beschissene Persönlichkeit ignorieren.

Aber heute nicht.

Ich atme tief durch, stecke meinen Notizblock in die Tasche der Schürze und stütze mich mit beiden Händen auf den Tisch, wobei ich mich dicht an Russells Ohr lehne. Überrascht zieht er die Luft ein.

»Das wäre ein Traum«, hauche ich, senke meine Stimme allerdings nicht. Mit Genugtuung beobachte ich, wie sich die Härchen auf seinen Unterarmen aufstellen. Meine Nase streift seine Wange. »Aber soweit ich gesehen habe, steht auf der Karte nur ein Mini-Wiener.« Mein Blick fällt auf seinen Schritt.

»Was zum ...« Russells Kopf läuft rot an und seine Freunde prusten los.

Ehe er sich wieder gefangen hat, nehme ich ihm die Karte aus der Hand und marschiere davon. »Wenn ihr bestellen wollt, geht zum Tresen.« Ohne mich umzusehen, laufe ich in Richtung Küche.

»Nette Retourkutsche«, sagt jemand hinter mir. Bei dem warmen Klang der Stimme drehe ich mich um. Grüne Augen blicken mir entgegen.

Sofort zücke ich meinen Notizblock wie ein Schwert und halte ihn schützend vor mich. »Kann ich dir etwas bringen?«

Der Mann lächelt. Er trägt ein veilchenblaues Hemd, dessen obere Knöpfe offen stehen. Automatisch schaue ich zu einem der Fenster. Schnee sammelt sich an der Scheibe.

Diese verdammten Touristen. Nie können sie sich dem Wetter entsprechend anziehen.

Noch vor ein paar Jahren beschränkten sich die Urlauber auf die Sommermonate, wenn es in Fort Benton warm und sonnig ist. Doch mittlerweile hat sich herumgesprochen, dass die Landschaft auch im Winter einiges zu bieten hat. Gepaart mit günstigen Grundstückspreisen hat das dafür gesorgt, dass meine Heimat zu achtzig Prozent aus Menschen besteht, die Dinge sagen wie: *Diesen Sommer verbringe ich auf der Jacht eines Freundes und keine Sorge, eines meiner Häuser hat auch keinen Whirlpool.*

Im Grunde wäre es mir egal. Doch der Einzug dieser Leute ist gleichbedeutend mit steigenden Kosten für einfach alles. Bei dem Gedanken beiße ich die Zähne zusammen, was mein Trinkgeldlächeln härter ausfallen lässt als gewohnt.

»Bring mir doch bitte einen Scotch«, antwortet der Fremde mit dem unpassenden Klamottengeschmack und lächelt. Er sieht nett aus. Die Haut vielleicht etwas zu gebräunt für die Jahreszeit und die blonden Haare zu hell für seinen Teint, aber ansonsten wirkt er normal. Freundlich. Ein Mann Ende zwanzig, ein paar Jahre älter als ich, der einfach nur etwas trinken will.

Mein angespannter Kiefer erholt sich.

»Und bring dir mit, was immer du möchtest, Süße.«

Und zack – Kieferstarre.

Meine Finger um den Stift verkrampfen sich. »Ich möchte«, sage ich und betone jede Silbe, die ich zwischen meinen zusammengebissenen Zähnen herauspresse, »dass du dein verfluchtes Knie nimmst und dich damit –«

»Bitte ans andere Ende des Raumes begibst«, beendet jemand meinen Satz und legt einen Arm um meine Schulter. Kurz erstarre ich, aber dann strömt mir der vertraute Geruch von frisch gebackenem Brot in die Nase und meine Muskeln entspannen sich. »Denn die Dame möchte bei der Arbeit nicht angeflirtet werden.«

Das Lächeln des Fremden verhärtet sich, aber er geht ohne zu murren zu einem der Tische am anderen Ende des Restaurants.

Sofort befreie ich mich aus der halben Umarmung. »Was die Dame eigentlich möchte, ist, dass die Kerle endlich mal ihr beschissenes Benehmen auspacken.«

Tom lässt seinen Arm sinken und grinst mich an. Seine blauen Augen hinter der schwarz umrandeten Brille funkeln. »Weil *dein* beschissenes Benehmen so tadellos ist?« Fragend legt er den Kopf schräg.

Sanft boxe ich ihm gegen die Schulter und lehne mich an den Tresen. Er hat ja recht. Sobald ich aufgebracht bin, neige ich dazu, ein klitzekleines bisschen zu fluchen.

»Was tust du hier?« Ich schaue über die Schulter auf die Wanduhr über dem Spirituosenregal und runzle die Stirn. »Wieso hast du schon Feierabend?«

»Darf ich nicht meine Geschwister bei der Arbeit besuchen?« Tom schaut kurz in Richtung Küche und greift dann hinter den Tresen, um sich eine Flasche Cola aus dem Kasten zu nehmen, der noch nicht eingeräumt wurde. »Und ein paar Freigetranke abstauben?«

Ich schnaube. »*Stehlen* ist nicht *frei*.« Auch ich werfe einen Blick zur Küche, aber Micah ist nirgends zu sehen, also reiche ich Tom einen Flaschenöffner. Er löst den Kronkorken und nimmt einen Schluck.

»Nein, ehrlich«, beharre ich. »Warum bist du schon hier? Der Laden schließt doch erst in zwei Stunden.«

Tom zuckt mit den Schultern. »Wir mussten Schichten ändern. Lyo ist noch immer nicht wieder aufgetaucht.« Er trinkt einen weiteren Schluck.

Stirnrunzelnd betrachte ich ihn. Vereinzelte Schneeflocken, die langsam tauen, hängen in seinen braunen Locken und seine braunen Winterstiefel hinterlassen Schlammspuren auf dem Holzfußboden.

»Denkst du noch immer, dass etwas nicht stimmt?«

Er stellt die Flasche auf den Tresen und öffnet seinen Mantel. Die Ärmel seines Pullovers sind nass, weil der Stoff der Jacke seit

Jahren keinen Regen und Schnee mehr abhält. Mich fröstelt es schon jetzt bei dem Gedanken an den Heimweg.

»Lyo hätte mir gesagt, wenn er plant, abzuhausen. Er wäre nicht einfach so gegangen.«

»Du hast selbst gesagt, dass ihr nicht *die* Art von Freunde seid. Vielleicht hatte er einfach die Schnauze voll und ist nach Great Falls, um sich einen Job zu suchen, der nicht zu neunzig Prozent daraus besteht, ausgelaufene Dosenravioli aufzuwischen.«

Mit verzogenem Mundwinkel wischt Tom seine Brille am Saum seines Pullovers ab. »Danke für diese liebevolle Beschreibung der Tätigkeit, mit der ich meinen Lebensunterhalt verdiene.«

Ich zucke mit den Schultern und fahre mit einem Finger über den Tresen. »Wenn es wahr ist, ist es nicht gemein.«

Seufzend schüttelt er den Kopf und lässt den Blick durchs Restaurant schweifen. »Weshalb hast du den Kerl so abblitzen lassen?« Anstatt mich anzusehen, zupft er an einem losen Faden seines Ärmels.

Bei dem plötzlichen Themenwechsel furchte ich die Stirn und blinze ihn an. »Was?«

»Der da.« Tom deutet mit dem Daumen zu dem blonden Mann, der angestrengt die Karte studiert und mit aller Mühe *nicht* in unsere Richtung zu schauen scheint. »Er wirkt doch nett.«

Die Furchen in meiner Stirn vertiefen sich. »Er ist *reich*.«

»Und?«

»Was und? Er ist reich und eingebildet und –«

»Das weißt du doch gar nicht.«

Schnaubend schüttle ich den Kopf. »Ich arbeite hier seit fünf Jahren. Ich kenne diese Leute.« Direkt nach meinem Schulabschluss mit achtzehn habe ich angefangen, im Restaurant »*Restaurant*« zu kellnern. Genauso lange versuche ich schon, Micah davon zu überzeugen, den Namen zu ändern. Doch es gibt nicht viele Jobs für jemanden, der gerade die High School beendet hat, und gemeinsam mit Tom im Supermarkt anzufangen, kam nicht infrage. Im Gegensatz zu James kann mein anderer Bruder ziem-

lich belehrend sein. Also blieb für mich nur das *Restaurant*, in dem James bereits – ebenfalls direkt nach seinem Abschluss – als Koch arbeitete.

Tom zuckt mit den Schultern. »Ich mein ja nur«, murmelt er und fährt sich durch die braunen Locken. »Du könntest überrascht werden, wenn du deine Vorurteile ablegst. Und seien wir mal ehrlich – jemand mit Geld könnte unserer Familie nicht schaden. Vielleicht hätte dann auch mal jemand meine Sorge um Lyos Verschwinden ernstgenommen – wenn wir Geld hätten, um die Polizisten zu bezahlen.«

Kopfschüttelnd stoße ich mich vom Tresen ab und verschränke die Arme vor der Brust. Hitze strömt durch meine Adern. »Spinnst du? Willst du mich jetzt an den Höchstbietenden verkaufen? Was soll der Scheiß?« Es ist wahr, dass meine Familie wenig Geld besitzt, aber damit sind wir nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Seit der Großen Rezession 2025 vor zehn Jahren geht es vielen so wie uns.

Tom rollt mit den Augen. »Ja. Genau das habe ich gerade gesagt. Und du hast *gar nichts* in meine Worte hineininterpretiert.« Er seufzt, trinkt den letzten Schluck seiner Cola und schließt seinen Mantel. »Ich sag's ja nur. Würden wir zu *denen* gehören, würde man uns sicher zuhören. Grüß James von mir. Wir sehen uns zu Hause.«

Mit verschränkten Armen schaue ich zu, wie er das *Restaurant* durchquert und die Tür öffnet. Draußen schneit es so stark, dass die weißen Flocken den Abend erhellen. Sobald er weg ist, stampfe ich in die Küche.

»Du glaubst nicht, was *dein* Bruder getan hat«, stoße ich hervor, noch ehe sich die Tür hinter mir geschlossen hat. Das ist ein Witz von uns dreien – wann immer einer etwas tut, was die anderen nicht gutheißen, ist er nur noch der Bruder oder die Schwester des jeweils anderen.

Deine Schwester hat schon wieder das gesamte warme Wasser aufgebraucht.

Dein Bruder hat jeglichen Schmutz von draußen ins Haus getragen.

Suchend blicke ich mich um, doch James ist nirgends zu sehen. Stattdessen sitzt Micah auf einem der wackligen blauen Plastikstühle und dreht sich eine Zigarette. Sehr hygienisch.

»Was?«, fragt er und leckt an dem Blättchen entlang. Vor ihm liegen Tabakkrümel.

»Mein Bruder«, sage ich, mit weniger Nachdruck als eben und wedle mit der Hand. »Was er getan hat.« James muss in die Pause gegangen sein und seine halbe Stunde in dem Nebenraum verbringen, in dem ein Sofa und eine alte *Playstation* aufgebaut sind.

Micah drückt das Blättchen mit der einen Hand zusammen und fegt mit der anderen die Tabakkrümel vom Tisch. »Ich find es ganz cool, muss ich zugeben.«

»Was?«, frage nun ich, bereits halb wieder aus der Küche. Wir reden heute wohl aneinander vorbei.

»Das Stipendium ist heiß begehrt und er hatte echt große Sorgen, dass er keine Chance hat. Aber siehe da – alles wendet sich zum Guten. Na ja, für *ihn*. *Ich* muss mir einen neuen Koch suchen.«

Mitten in der Tür bleibe ich stehen. Kälte breitet sich in meinem Brustkorb aus. Langsam drehe ich mich zu Micah um, der zufrieden seine Zigarette betrachtet und sich auf dem Stuhl zurücklehnt.

»Wovon redest du?«

»James wird wohl kaum weiter hier arbeiten, wenn er in Kalifornien studiert«, sagt Micah, als wäre ich dämlich. Vielleicht bin ich das auch. Anders kann ich mir dieses Gespräch nicht erklären.

»Wieso sollte James in Kalifornien studieren?«

Er betrachtet mich mit hochgezogenen Augenbrauen. »Hast du schon wieder während der Arbeit getrunken?«

»Das war ein einziges Mal und du hast mich abgefüllt«, erwidere ich abgelenkt. »Jetzt erklär mir, wovon du redest.«

»Na, das Stipendium, auf das dein Bruder sich beworben hat.«

Mit der gedrehten Zigarette klopft Micah auf den befleckten Küchentisch. »Er hat die Zusage wohl schon eine Weile, aber mir erst heute Bescheid gegeben, dass er zum Jahresende – hey, wo willst du hin?«

Ich beachte ihn gar nicht, sondern stürme durch den engen Flur zum Pausenraum. Kraftvoll reiße ich die Tür auf. James liegt auf dem grünen Sofa, hat die Hände hinter dem Kopf verschränkt und starrt an die Decke. Als die Tür gegen die Wand kracht, dreht er den Kopf und hebt im Liegen eine Augenbraue.

»Ich hab Pause.« Er reibt sich die Augen. »Sag Micah, er soll –«

»Was ist das für ein Stipendium?« Die Worte verlassen atemlos meinen Mund.

James leckt sich über die Lippen und mein Magen verknottet sich. Seine braunen Augen huschen von mir zum Boden und dann an die Decke. »Micah sollte dir nichts sagen.«

»Micah sollte ... Sind wir im Kindergarten, oder was?« Die Kälte von eben bahnt sich ihren Weg von meinen Brustkorb in meinen Magen. Ich verschränke die Arme, kralle die Finger in die dünne Haut in der Ellenbeuge.

»So, wie du dich aufführst, offensichtlich ja.« Mit beiden Händen fährt er sich übers Gesicht, als wollte er seine Haut glätten. Ächzend setzt er sich auf. Seine braunen Haare stehen wild in alle Richtungen ab. »Ich hab dir nichts gesagt, weil ich nicht wollte, dass du ausflippst.«

»Tja.« Ich schnalze mit der Zunge. »Ging wohl gründlich daneben.«

»Maisie ...«

»Wann hast du dich dafür beworben?«

Er kaut auf seiner Wange. »Anfang Juni.«

Ich presse die Lippen aufeinander. Wir haben November. »Und die Zusage?«

Er reibt sich über die Nase. »Spielt das eine Rolle?« Ich starre ihn nur weiter stumm an, bis er angestrengt den Atem ausstößt. »Vor vier Wochen.«

Meine Eingeweide wandeln sich zu Eis. »Weiß Dad es? Und Tom?«

James schüttelt den Kopf. »Ich wollte mich entscheiden, ob ich es annehme, ohne dass jemand mir reinredet.«

»Und da dachtest du, es wäre schlau, es als Erstes Micah zu erzählen«, sage ich trocken und balle die Hände zu Fäusten, damit er nicht sieht, dass sie zittern.

»Er braucht Zeit, um Ersatz für mich zu finden. Er ist immerhin mein Boss.«

»Micah ist der *Sohn* vom Boss und ein verdammter Junkie.«

»Wenigstens urteilt er nicht voreilig.«

Ich schnaube. Ein Pochen breitet sich hinter meinen Augen aus. »Dann ist es beschlossen?« Meine Kehle schnürt sich zu. »Du verlässt uns?«

Seufzend steht James vom Sofa auf und hebt die Hände, als würde er sich einem wilden Tier nähern, obwohl er keinen Schritt auf mich zu macht. »Ich *verlasse* niemanden. Ich gehe studieren. Etwas, was ich schon vor Jahren hätte tun sollen. Ebenso wie du.«

Kopfschüttelnd bohre ich meine Fingernägel tiefer in die empfindliche Haut. »Und von welchem Geld soll Dad das Haus bezahlen? Tom und er können das unmöglich allein stemmen. Scheiße, ohne *dich* können wir selbst zu dritt niemals die Hypothek bezahlen.« In meinem Kopf reiht sich eine rote Zahl an die nächste.

»Vielleicht ist das gut so.«

Die Worte sickern durch die Ziffern in meinen Verstand. »Wie bitte?«

»Maisie, wir sind mit die Letzten, die noch nicht verkauft haben. Es gibt gute Angebote. Dad könnte nach Geraldine ziehen, dort sind die Mieten billiger und Tom könnte zurück nach Helena, so wie er es immer wollte, und du –«

»Ich gehe nicht weg.«

Er sieht zur Seite. Sein Unterkiefer zuckt. »Ich verstehe dich nicht.« Er wird lauter, und als er mich wieder ansieht, blitzt Wut in

seinen braunen Augen auf. »Du bist offensichtlich unglücklich hier.« Er hebt einen Finger. »Du verabscheust deinen Job«, sagt er und zählt an einer Hand weiter ab. »Deine Freunde sind alle weggezogen. Du bist sogar aus der Theatergruppe ausgestiegen, weil, und ich zitiere: *Du nicht so tun kannst, als wärst du ein Gorilla, während du dich in einem Raum befindest, in dem du mit der einen Hälfte geschlafen hast und mit der anderen Hälfte zur Schule gegangen bist. Oder beides.*«

Ich sollte wirklich aufhören, meinem Bruder jede Kleinigkeit aus meinem Leben zu erzählen. Meine Wangen prickeln. »Das tut doch überhaupt nichts zur Sache.«

»Und ob es das tut. Du bist dreiundzwanzig Jahre alt. Wenn du dein Leben hier verbringen willst – bitte! Aber mir reicht das nicht.«

Ich beiße mir auf die Unterlippe, damit sie nicht zittert. »Und unser Zuhause?« Die Worte verlassen erstickt meinen Mund. »Moms Haus?«

James' Gesichtszüge werden weicher. »Es ist nur ein Haus.«

Ich blinze die Tränen weg, die drohen überzulaufen. Er hat unrecht. In dem Haus ist Mom aufgewachsen. Dort haben Dad und sie geheiratet und anschließend Tom, dann James und dann mich bekommen. Wir alle haben unsere ersten Schritte dort gemacht. Auf dem umliegenden Feld haben wir Verstecken gespielt.

Im Wohnzimmer hat Mom mir versprochen, auf mich aufzupassen. Sie hat mir mit zittrigen Fingern das Haar aus der Stirn gestrichen. Ihre Haut war bereits rau – eine Nebenwirkung der Chemotherapie – und ihre Berührung so sanft wie Schmetterlingsflügel. Ich saß neben ihr auf dem Sofa, weil ihre Knochen schmerzten, wenn ich auf ihrem Schoß saß, und sie lullte mich in Versprechen ein, von denen wir beide wussten, dass sie sie nicht würde halten können.

Ich habe immer ein Auge auf dich.

Ich werde zusehen, wenn du deinen Abschluss machst.

Ich werde aufpassen, dass dein erster Freund dir nicht wehtut.

All das war damals noch so weit weg gewesen, aber ich hatte genickt und die Tränen zurückgehalten. Auch als sie am nächsten Morgen nicht mehr aufgewacht war.

Es ist nicht nur ein Haus. Es ist ein Teil von mir.

Aber keiner dieser Gedanken schafft es an dem Kloß in meiner Kehle vorbei. »Wann gehst du?«, presse ich stattdessen hervor.

James kneift die Lippen zusammen und schüttelt den Kopf. »Merkst du eigentlich noch was?«

»Wie bitte?«

»Anstatt mich zu fragen, *wo* ich studieren werde oder *was* oder wenigstens ein *Glückwunsch* zu heucheln, geht es dir nur um dich.«

»Es geht nicht um mich! Es geht um Dad. Du nimmst ihm sein Zuhause.«

Er streicht über sein T-Shirt und anschließend über seine Haare. »Wir drehen uns im Kreis. Ich werde Micah sagen, dass ich früher nach Hause gehe. Die Küche schließt ohnehin bald.«

Ich beiße die Zähne zusammen. »Tu das.«

»Wir sehen uns zu Hause.« Im Vorbeigehen hebt er eine Hand, als wollte er sie mir auf die Schulter legen, doch ich drehe mich weg.

»Sicher.«

Ich höre noch, wie er tief einatmet. Dann ist er verschwunden.

Und lässt mich allein zurück.



ZERTRÜMMERT

In meinem Kopf wirbeln James' Worte umher wie ein Schneesturm, weshalb ich die Orangenscheiben für die Cocktails mit mehr Kraft als nötig schneide.

Ich kann nicht glauben, dass er wirklich fortgehen will. Nach Moms Tod hatten wir uns geschworen, alles dafür zu tun, ihre Erinnerung in dem Haus ihrer Kindheit aufrechtzuerhalten. Ja, das ist zehn Jahre her, aber seitdem hat dieses Versprechen nur noch mehr Relevanz für mich bekommen. Denn vor zehn Jahren war unser altes Farmgrundstück mit dem vom Wetter gezeichneten Holzhaus nur eines von vielen in Fort Benton gewesen. Aber kurz darauf begann die große Rezession von 2025 in den USA und es dauerte nicht lange, bis wir die Auswirkungen spürten. Die Armen wurden ärmer und die Reichen reicher.

Unsere Nachbarn verkauften ihre Grundstücke an Leute, die nur saisonal hierblieben. Diejenigen, die in Fort Benton arbeiteten, mussten sich Wohnungen in den billigeren Orten außerhalb suchen. Und das Grundstück, auf dem unser Haus stand, wurde immer teurer, während die Lebenshaltungskosten stiegen.

Tom war der Erste von uns, der nach seinem Schulabschluss beschloss, zu bleiben, um mit Dad zusammen alles zu finanzieren. Er nahm einen Job im örtlichen Supermarkt an und arbeitet seitdem dort – mit Ausnahme des einen Jahres, das er für eine Fort-

bildung im knapp hundertdreißig Meilen entfernten Helena verbracht hat. Durch die Fortbildung bekommt er mehr Geld und finanziert sich damit sein Fernstudium.

Und Tom könnte zurück nach Helena, so wie er es immer wollte ... James' Worte wühlen wie Klauen in meinem Magen. Tom hat mir nie erzählt, dass er den Wunsch hegt, zurückzugehen. Er ist erst seit einem halben Jahr wieder hier und spricht nicht viel über die Zeit in Montanas Hauptstadt. Bisher dachte ich, die zwölf Monate wären ein hinnehmbares Übel für ihn gewesen. Weiß James mehr? Haben die beiden in meiner Abwesenheit darüber geredet?

»Hey, hey.« Micah greift nach meinem Unterarm. »Die Orangen wachsen nicht auf Bäumen, okay?«

Ich starre von seiner sommersprossigen Hand auf meinem Arm zu dem Brett vor mir, das von Orangensaft und -stückchen überflutet wird. Statt Scheiben ist es eher ein Brei.

»Okay, doch tun sie«, gibt Micah zu und lässt mich los. »Aber nicht auf *unseren* und ich muss dafür bezahlen. Also reiß dich zusammen.«

»Sorry.« Ich lasse das Messer liegen und wasche mir die klebrigen Hände.

»Weißt du was, du kannst nach Hause gehen. Hier ist ohnehin nicht mehr viel los, den Rest schaff ich allein.«

Normalerweise würde ich mich weigern. Weniger Stunden bedeuten weniger Geld. Aber James ist bereits zu Hause und ich will die Sache zwischen uns klären. Außerdem hat der Schneefall zugenommen und ich habe einen anstrengenden Marsch vor mir. Seufzend binde ich meine Schürze auf.

»Alles klar. Wir sehen uns morgen.«

Micah nickt mir im Vorbeigehen zu und ich spüre seinen besorgten Blick auf mir, als ich meine Jacke und die Mütze überziehe. Hat James ihm erzählt, dass wir uns gestritten haben? Mit wie vielen Leuten spricht mein Bruder über seine Sorgen, ohne dass ich es weiß?

Als ich aus der Tür trete, kneife ich die Augen zusammen. Die Schneeflocken brennen auf meinen Wangen und ich ziehe die Jacke höher und senke den Kopf, doch der Wind findet seinen Weg durch den dünnen Stoff und nach nur wenigen Schritten läuft meine Nase.

Ein paar der Gäste haben ihre Spuren im Schnee hinterlassen und eine Zeit lang kann ich ihnen folgen, doch schon zu bald verlasse ich die belebteren Straßen von Fort Benton und bin auf mich allein gestellt. Graue Wolken türmen sich im dunklen Nachthimmel und das Licht der wenigen Straßenlaternen erhellt nur wenige Meter des Weges.

Der Wind nimmt zu, zerrt an meiner Jacke und innerhalb von Minuten sind meine Finger taub. Ich lege die Hände an den Mund und hauche hinein, als ich auf den schmalen Feldweg abbiege. Der Schnee verschluckt jegliche Geräusche und alles – die Felder, der Wald, die spärlichen Elektrozaune – sieht so gleich aus, dass ich zwischenzeitlich nicht genau weiß, an welcher Stelle ich mich überhaupt befinde. Ich ziehe mir die Mütze tiefer ins Gesicht und kneife die Augen zusammen. Meine Finger kribbeln und ich stecke sie wieder in die Manteltaschen. Doch es nützt nichts – der Schnee fällt so stark, dass er mir die Sicht raubt und ich die Hände abwechselnd schützend vors Gesicht halten muss, um etwas zu erkennen. Die Welt um mich herum ist ein Blatt Papier, das jemand zusammengeknüllt und wieder entfaltet hat – weiß, mit undefinierbaren Schatten. Ich stampfe dennoch weiter und bin mir sicher, dass ich schon irgendwo ankommen werde.

Bis ich fast gegen einen Baum laufe. Ich trete einen Schritt zurück und reibe mir den Schnee aus den Wimpern. Ich bin direkt zum Waldrand gelaufen. Wenn ich mich anstrengte, erkenne ich durch die weißen Flocken hindurch die Bäume.

Seufzend drehe ich mich um – unser Haus liegt in der entgegengesetzten Richtung des Waldes – und stolpere prompt.

»Blöder Wald«, murmele ich und trete gegen den Übeltäter. Ein zugeschneiter Ast.

Nur ist es kein Ast.

Es ist ein brauner Winterstiefel.

Ich könnte weitergehen. Nach Hause, wo ein warmer Kamin und Essen auf mich warten.

Viele Leute tragen braune Winterstiefel.

Viele Leute tragen genau *diese* Winterstiefel. Die Einkaufsmöglichkeiten in einem so kleinen Ort sind begrenzt. Ich sollte einfach nach Hause ...

Tom trägt diese Stiefel.

Ich berühre das Leder mit meinem eigenen Schuh, kratze den Schnee ab. Vielleicht irre ich mich. Männerschuhe sehen ohnehin fast alle gleich aus.

Worte schleichen sich in meinen Kopf und bohren sich wie Krallen in meinen Schädel: *Was ist, wenn das hier wirklich Toms Stiefel ist?*

Verblüffend, wie ein einziger Gedanke die Art von Folgen nach sich ziehen kann, die den Brustkorb zusammenquetschen, bis man das Gefühl hat, keine Luft zu bekommen. Mir fällt etwas ein, was James einmal zu mir gesagt hat: »*Wenn man einen Schuh verliert, hat man eigentlich beide verloren.*«

Das letzte Wort hallt in meinem Kopf nach, drängt mich dazu, mich umzusehen. Sind das Fußspuren da vorne im Schnee oder bilde ich mir das nur ein?

Warum sollte Tom in den Wald gegangen sein – mit nur einem Schuh?

Aus dem Augenwinkel glaube ich, einen Schatten zu sehen, und drehe mich ruckartig um. Da ist jedoch nichts als Bäume, Stille und die Gewissheit, dass etwas brutal falsch ist. Diese Gewissheit drängt mich dazu, in den Wald zu stolpern. Ich schlinge die Arme um meinen Brustkorb. Mein Herz schlägt schmerzhaft gegen meine Rippen. Mein Nacken kribbelt, doch meine Augen können den Grund für meine Angst nicht ausmachen. Ich laufe weiter, mit einem Gefühl im Magen, als hätte mir jemand in den Bauch geboxt.

Nach ein paar Metern schaue ich mich erneut um und entdecke kleine Löcher im Schnee, als hätte jemand Tropfen von heißem Wasser verteilt.

Oder eine andere, warme Flüssigkeit.

Ich kralle die Finger in meine Oberarme. Der Stoff meines Mantels ist so dünn, dass ich den Schmerz spüre und mich darauf fokussiere. Einzelne Gedanken stoßen in meinem Kopf aneinander, aber sie sind so abstrakt, dass ich sie nicht verbinden kann.

Bis ich direkt vor ihm stehe. Er liegt auf der Seite und sein Körper ist mit einer dünnen Schicht Pulverschnee bedeckt.

In dem Moment ist mein Körper nicht mehr mein Körper. Mein Bewusstsein steckt in etwas Fremden, über das ich keine Kontrolle habe. Meine Muskeln zittern und ich sinke auf die Knie; die kalte Luft durchschneidet meine Kehle und schwarze Punkte tanzen vor meinen Augen, als würde ich unter Sauerstoffmangel leiden.

Ein unerträglicher Druck baut sich in mir auf, hält mich gefangen. Tief in mir muss ein Teil existieren, der sich der Realität widersetzt. Ein Teil, der seine scharfen Klauen in meinen Verstand bohrt und törichte Worte der Hoffnung brüllt. Doch all das wird gedämpft von dem Anblick vor mir: Toms offene Augen, die noch vor wenigen Stunden amüsiert gegläntzt hatten. Der geschmolzene Schnee um ihn herum, der unter der frischen Pulverschicht rot schimmert. Das Brüllen verstummt, als ich meine zitternde Hand vor Toms Mund führe.

Kein heißer Atem.

Mit den Knöcheln berühre ich seine Lippen.

Eiskalt.

Dieser Moment wird nie enden.

Ich werde den Rest meines Lebens hier knien, vor dem reglosen Körper meines Bruders. Niemals in der Lage, den Augenblick abzuschütteln. Ewig diesem Druck ausgeliefert sein, der meinen Brustkorb zusammenpresst.

Ich rutsche dichter an ihn heran. Das Brüllen hat ein Echo

hinterlassen – keine vollständigen Worte der Hoffnung, aber einen kümmerlichen Nachhall, der in meinem Blut pulsiert. Er drängt mich, Tom auf meinen Schoß zu ziehen und meine nackte Hand an seine Wangen, seinen Hals, selbst seine Handgelenke zu pressen.

Kein Puls.

Das Echo verschwindet und in mir herrscht vollkommene Leere, genau wie in Tom. Mein Blick fällt auf seinen Brustkorb. Da ist nicht nur Blut. Er ist verformt, als wäre jemand mit voller Wucht darauf getreten.

Ohne Vorwarnung drängt sich mein Herz gegen meine Rippen und Übelkeit steigt in mir auf. Dort, wo ich Tom berührt habe, erscheinen rote Tupfer auf seiner Haut. Entsetzt starre ich auf meine Hände. An beiden klebt Blut.

Ich streiche über Toms Körper. Nass. Wie in Trance führe ich meine Finger vors Gesicht. Meine ganze Hand glänzt rot, als hätte ich sie in einen Farbeimer getaucht.

Ich bestehe nur noch aus diesen zwei Dingen: meinem bebenden Herzschlag und dem Blut an meinen Händen.

Frischer Schnee legt sich auf uns und Toms Haare fallen ihm in die Augen. Automatisch streiche ich die Locken aus seinem Gesicht und hinterlasse blutige Schlieren. Die Flocken werden dicker und drohen, uns unter sich zu begraben, doch ich wische den Schnee immer wieder von Toms Gesicht. Vielleicht bleibe ich hier sitzen und verschwinde gemeinsam mit ihm unter der Kälte, bis auch mein Atem verstummt. Wenn ich aufstehe, bin ich allein. Ich werde ihn hier zurücklassen müssen, werde durch den Wald irren, bis ich jemanden finde, der mir hilft.

Ein Name durchbricht das taube Gefühl. James. Sobald ich bei meinem Bruder bin, wird alles gut. Irgendwie schaffe ich es, mich davon zu überzeugen: Wenn ich ihn finde, verschwindet dieser alles verzehrende Druck von mir, der meine Muskeln zittern lässt und die Übelkeit in meine Kehle hochjagt.

Der Schneesturm wird stärker und meine Finger verfärben sich

unter dem Blut bläulich. Mit steifen Händen packe ich Tom unter den Armen und ziehe ihn ein Stück seitwärts, in den Schutz der Büsche. Wieder streiche ich ihm die Locken aus dem Gesicht.

»Ich bin gleich zurück«, flüstere ich. Seine farblosen Lippen bewegen sich nicht. Ich versuche, seine Augen zu schließen. Die Lider öffnen sich immer wieder einen Spaltbreit, was so unnatürlich aussieht, dass ich eine Gänsehaut bekomme. Ich presse die Faust gegen den Mund und beiße mir auf die Knöchel, um nicht zu schreien. Etwas Scharfkantiges durchschneidet die Taubheit in mir und bringt mich dazu, meine Beine zu bewegen und Tom zurückzulassen.

Die schwarze Dunkelheit und der weiße Schnee sollten alles sein, was ich sehe.

Doch dem ist nicht so.

Rote Tupfer bedecken den Boden, tropfen von den Ästen, mischen sich in den grauen Himmel, der über meinem Kopf auftaucht, als ich den Wald verlasse.

Überall ist Blut. Das Rot hat sich in meine Netzhaut gebrannt.